



Das gute Leben! Wie die Kinder- und Jugendhilfe selbst Armut und Wohnungslosigkeit erzeugt

Kinder und Jugendliche, die von Armut oder sogar Obdachlosigkeit betroffen sind, wissen, was sie sich wünschen und brauchen und was ihnen ihre Eltern nicht bieten können. Nach der UN-Kinderrechtskonvention hat jedes Kind ein Anrecht auf einen Lebensstandard, der seine geistige, körperliche und sittliche Entwicklung fördert. Hierfür sind in erster Linie die Eltern zuständig.

Sollten sie ihren Kindern diese Lebensbedingungen nicht schaffen können, muss sie der Staat mit Hilfen unterstützen. Dafür ist die Jugendhilfe zuständig. Laut Kinder- und Jugendhilfegesetz haben gefährdete Heranwachsende einen rechtlichen Anspruch auf angemessene Wohnverhältnisse, auf sozialpädagogische Hilfen und individuelle und ambulante Betreuung. Doch warum gibt es in Deutschland schätzungsweise 37 000 Jugendliche, davon etwa 7000 Minderjährige, die obdachlos sind? Warum wird bei denjenigen von den „Unerreichbaren“ oder den „Systemsprengern“ gesprochen? Was führt genau dazu, dass es diesem reichen Land so viele Betroffene nicht mehr vom Jugendhilfesystem erreicht werden?

Das Dilemma beginnt für die meisten betroffenen Jugendlichen mit der Jugendhilfe selbst. Was diese zum Teil traumatisierten jungen Menschen vor allem brauchen ist ein Schutzraum, um durchatmen zu können. Stattdessen sehen sie sich von vornherein mit Erwartungen und Anforderungen der Jugendämter konfrontiert. Viele Hilfen werden schlichtweg falsch angesetzt bzw. es wird meist nicht auf individuelle Wünsche und Vorstellungen der Jugendlichen eingegangen. Sehr häufig wird die Art der Hilfe über die Köpfe der Jugendlichen hinweg entschieden. Partizipation am Hilfeplanverfahren der Jugendhilfe ist zwar gesetzlich vorgegeben, findet jedoch de facto selten statt. Schon alleine die Tatsache, dass viele Jugendlichen nicht über ihre eigenen Rechte Bescheid wissen, begünstigt eine grundsätzliche Ungleichheit in diesen Verfahren.

Hinzu kommt, dass i.d.R. zwei JugendamtsmitarbeiterInnen mit einem Jugendlichen an einem Tisch dieses Hilfeplanverfahren durchführen und schon so eine Situation entsteht, in der sich die Jugendlichen in einer kleineren Rolle gegenüber den MitarbeiterInnen des



Jugendamts fühlen. Nur die Frage: „Was möchtest Du denn?“ oder „Was kannst Du Dir denn vorstellen?“ ist noch lange keine Erfüllung einer wirklichen Teilhabe am Hilfeplanverfahren oder schafft ein Gefühl auf Augenhöhe mitbestimmen zu können. Da genau die jungen Menschen, die auf die Jugendhilfe angewiesen sind, meist nicht gelernt haben, wie sie ihre Interessen artikulieren und vertreten können, verschärft sich dieses Gefühl der Machtasymmetrie zusätzlich.

Ein weiterer Punkt der das asymmetrische Machtgefüge zwischen Jugendlichen selbst und den MitarbeiterInnen des Jugendamts festigt, sind häufige Wechsel der MitarbeiterInnen. Dies führt dazu, dass mehrere Male begonnen werden muss, die eigene Situation und die damit verbundenen Probleme immer wieder glaubwürdig zu erklären. Gerade wenn eine MitarbeiterIn vielleicht Empathie entwickelt hat und sich die Jugendlichen aufgehoben und verstanden fühlen, muss bei einem Wechsel, diese Beziehung wieder neu aufgebaut werden. Das kostet Kraft. Und es ist auch eine große Überwindung nötig, die persönlich belastenden Probleme immer wieder vor einer Fremden oder einem Fremden zu beschreiben. Die häufigen Wechsel der JugendamtsmitarbeiterInnen können auch beinhalten, dass immer auch andere Erwartungen und Anforderungen an die Jugendlichen gestellt werden.

Armut generell beraubt Menschen ihrer materiellen Unabhängigkeit und damit auch der Fähigkeit, über existenzielle Fragen, über ihr „Schicksal“ selbst zu entscheiden. Armut wirkt mehrdimensional auf die gesamte Lebenslage eines Menschen und bestimmt dessen Gestaltungs-, Handlungs- und Entscheidungsspielräume. Das vorher über die Jugendhilfe Beschriebene trifft auch auf diese Feststellung zu, da diese Gestaltungs-, Handlungs- und Entscheidungsspielräume eingeschränkt werden. Eben deshalb ist es, wenn auch vielleicht schwer, nachvollziehbar, dass Jugendliche sich den Bedingungen und Forderungen des Jugendamts entziehen und manchmal/anfangs ein Leben auf der Straße vorziehen.

Es fehlt zudem an Empathie und die Jugendlichen werden nicht ernst genommen, das zeigen ein paar Äußerungen, die von betroffenen Jugendlichen auf einer der Bundeskonferenzen der Straßenkinder genannt wurden und so oder so ähnlich häufig zu hören waren:



*»Die Mitarbeiter schenken uns  
keinen Glauben, sie glauben eher  
unseren Eltern.«*

*»Ich wurde als dumm bezeichnet.  
Dabei bin ich 21!«*

*»Geld steht immer im Vordergrund.  
Ob Hilfe oder Maßnahmen  
bewilligt werden, dabei geht es immer  
um Geld. Die Menschlichkeit  
fehlt.«*

Viele junge Menschen, das zeigen unsere Ergebnisse der drei Bundeskonferenzen der Straßenkinder, haben auch andere schlechte Erfahrungen mit dem Jugendamt gemacht. Das beginnt damit, dass ein Großteil der Sozialleistungen elternabhängig ist und nur dann gewährt werden kann, wenn die Kinder wieder bei den Eltern einziehen. Gerade aber das wollen viele Straßenjugendliche nicht mehr, weil Gewalt in der Familie, sexueller Missbrauch oder aber Drogen- und Alkoholsucht der Eltern die Gründe dafür sind, dass sie von zu Hause weglaufen.

Außerdem sind viele Hilfen, die dem Standardrepertoire der Jugendhilfe entsprechen, nicht geeignet sind, um den besonderen Bedürfnissen von obdachlosen Jugendlichen gerecht zu werden. Sie wünschen und brauchen sich bedingungslose Unterstützung. Häufig empfinden Straßenjugendliche diese Maßnahmen und Hilfen der Jugendämter als Strukturen in die sie gepresst werden, in die sie aber nicht passen.

Wenn Kinder und Jugendliche von Hause weglaufen, vor der Gewalt innerhalb der Familie weglaufen, dann muss das Jugendamt also sofort helfen, sofort unbürokratisch und bedingungslos Wohnraum und Betreuung zur Verfügung stellen. Vor allem aber ohne Forderungen zu stellen, die obdachlose Jugendliche häufig überfordern. Meist verschleppen sich dann die Fälle und die Jugendlichen leben zwei, drei Jahre in Obdachlosigkeit mit den Folgen, dass der weitere Lebenslauf von diesen Jahren geprägt wird. Jugendämter arbeiten in solchen Phasen oft viel zu bürokratisch, die Hürden im System der Jugendhilfe, um an Sozialleistungen zu kommen, sind für viele dieser Jugendliche einfach zu hoch (Stichwort beamtendeutsch, zu komplizierte Anträge).



D.h. der Zugang zu Hilfen wird sowohl durch die asymmetrische Beziehung zwischen KlientInnen und JugendamtsmitarbeiterInnen, durch häufige Wechsel der MitarbeiterInnen, durch die systemischen und bürokratischen Hürden der Jugendhilfe als auch durch nicht individualisierte Hilfen nach festen Paragraphen erschwert. Oft ist die letztendliche Konsequenz, dass sich die Jugendlichen vom Jugendamt abwenden, was schließlich in einer längerfristigen Entkopplung endet. Das ist extrem problematisch, denn je länger sie obdachlos und in Armut leben, desto negativer sind die bekannten Folgen.

Ein weiteres Problem, wodurch die Jugendhilfe Wohnungslosigkeit schafft, besteht im Prozess von der Straße hin zu einer eigenen Wohnung. Die Kinder und Jugendlichen von der Straße brauchen langfristige, verbindliche Beziehungen. Das vorherrschende Stufenmodell für obdach- bzw. wohnungslose Jugendliche verhindert aber genau dies und führt oft auf direkten Weg zurück auf die Straße. Zur Erläuterung: i.d.R. führt der Weg zur eigenen Wohnung über folgende Schritte: von der Straße in eine Notunterkunft, die für eine begrenzte Zeit genutzt werden kann (meist nur nachts). Wer obdachlos wird, muss also ganz unten anfangen. In der Regel landet er oder sie in einer schlechten und für die Stadt teuren Notunterkunft – und dort in einem Mehrbettzimmer. Ausgerechnet in dieser existentiellen Krise, wo die Jugendlichen Ruhe und Zuwendung bräuchten, bekommen sie das krasse Gegenteil: zu volle Einrichtungen, unbekannte Zimmergenossen, von denen jeder sein eigenes Päckchen zu tragen hat. Manche sind alkoholabhängig, manche drogenabhängig, die meisten mit den Nerven am Ende. Hinzu kommt, dass diese Plätze begrenzt sind. In Berlin gibt es beispielsweise für geschätzt 3.000 erwachsene Obdachlose nur 800 Plätze in Notunterkünften. Auch Jugendliche müssen oft erzwungenermaßen dort unterkommen. Im Bereich der Jugend kommt erschwerend noch hinzu, dass die Schlafplätze nach Alter vergeben werden. D.h. eine Jugendliche hat beispielsweise einen Platz in einer Notunterkunft für die Nacht gefunden, muss diesen aber eventuell wieder räumen, wenn plötzlich eine jüngere Jugendliche vor der Tür steht.

In einem zweiten Schritt geht es (mit viel Glück schnell) in eine stationäre Einrichtung der Jugendhilfe oder eine betreute Wohngemeinschaft. Auch hier lauern viele Fallen für die Jugendlichen. Zum einen kann das Zusammenwohnen mit anderen Jugendlichen schwer sein, nicht alle werden so gesehen „beste Freunde“. Gibt es Ärger oder Streit untereinander



stellt das zumeist ein Regelverstoß der Einrichtung dar, welcher im schlimmsten Fall den Rauswurf zur Folge hat. Ein Rauswurf wiederum hat zur Folge, dass die Jugendlichen wieder auf der Straße landen und von vorne, also auf der Straße und in der Notschlafstelle beginnen.

Sollte aber alles gut gehen steht als nächster Schritt i.d.R. das betreute Einzelwohnen an. Hier kann erstmals so etwas wie Autonomie und Privatsphäre erlebt werden. Oft aber birgt genau das die Gefahr einer Überforderung. Auch hier gibt es Regeln und Bedingungen, an die sich die Jugendlichen halten müssen. Auch hier droht bei Verstößen ein Rauswurf und es beginnt wieder von vorne, aber ganz von vorn.

D.h. am Ende dieses Prozesses des erzwungenen „Erlernens“ der Wohnfähigkeit steht irgendwann als letzter Schritt die eigene Wohnung. Das kann mit unter Jahre dauern und es wird viel von den Jugendlichen verlangt: Sie sollen an Hilfeplänen mitwirken, Auflagen der Ämter erfüllen, Therapiebereitschaft zeigen und auch noch wohnfähig werden. Doch was eine Lehr- und Trainingszeit für die obdachlosen Jugendlichen sein soll, um fit für das selbständige Leben zu machen, entpuppt sich oft als das genaue Gegenteil. Viele obdachlose Jugendliche scheitern auf dem Weg – und sie müssen wieder zurück auf Los. Es gibt überall in diesem Prozess für Jugendliche Sanktionierungsfallen, die häufig einfach nur noch überfordern und aus den Jugendlichen werden dann schließlich die „Nichterreichten“, die „Maßnahmeabbrecher“ oder die „Delinquenten“.

Der Wechsel von Einrichtung zu Einrichtung beinhaltet auch, dass die Kinder und Jugendlichen von der Straße eben keine langfristigen, verbindlichen Beziehungen aufbauen können, die sie eigentlich so dringend bräuchten. Wir haben auf den Bundeskonferenzen der Straßenkinder von Jugendlichen gehört, dass sie bis zu 80 Einrichtungen durchlaufen haben bis es dann tatsächlich mal geklappt hat. Das sind sicherlich Extrem-, aber kein Einzelfälle. Man muss sich nur einmal versuchen vorzustellen, wie es für einen jungen Menschen sein muss, so oft zu versuchen eine Beziehung aufzubauen und diese dann wieder abbrechen zu müssen.

Auch der Abbruch von Beziehungen beim Verlassen des Jugendhilfesystems stellt einen extremen Einschnitt dar. Viele junge Menschen, die sich in manchen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe befinden erleben in dort vielleicht erstmals gesunde Beziehungen



zu ihren BetreuerInnen, die sie aus ihrem Elternhaus nicht kannten. Der schlagartige Abbruch dieser Beziehungen mit dem 18. Geburtstag wirft viele junge Menschen aus der Bahn. Kaum ein junger Mensch mit 18 Jahren ist heutzutage darauf vorbereitet ein selbstständiges Leben zu führen. Auch junge Menschen, die aus „reichen“ Elternhäusern kommen sind nach dem 18. Geburtstag i.d.R. noch einige Jahre sowohl finanziell als auch emotional von ihren Eltern abhängig. Gerade aber bei entkoppelten Jugendlichen wird vom System der Jugendhilfe erwartet, dass sie beim Rauswurf aus der Jugendhilfe auf eigenen Beinen stehen können.

Die Frage muss gestellt werden, ob es nicht vielleicht immer nur an den einzelnen Jugendlichen liegt sondern am System selbst. Ein System, welches Unterstützung und Hilfen von Wohlverhalten und Erfüllung der gestellten Bedingungen und Forderungen abhängig macht und letztlich viel zu oft dazu führt, dass junge, zum Teil schwer traumatisierte, Menschen nur weiter abgedrängt und entkoppelt werden und sich Armut verfestigt.